Nummer 78 Mittwoch, 4. April 1923

Berliner Familien-Zeitung

Der Weckruf

Ein Roman aus dem Sturmjahr 1848 von Friedrich Carl Kellermann

[3. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Dr. Wagner ging ruhig im Zimmer auf und ab, während er sagte:

„Ja, der anonyme Verfasser scheint seine Absichten gerade bei diesen Arbeitern erreicht zu haben: ihre Seelen sind erwacht."

Die Miene des Pastors nahm einen drohenden, fast feindseligen Ausdruck an, als er erwiderte:

„Nicht ihre Seelen sind erwacht, sondern der böse Geist der Unzufriedenheit und des gewaltsamen Umsturzes ist über ihre armen Gemüter gekommen, der sie unglücklich macht."

Der junge Arzt blieb ganz ruhig vor dem alten Herrn stehen:

„Nun, Sie werden ja das Buch lesen, lieber Papa," meinte er, „es enthält wirklich manches Wahre und auf die speziellen Verhältnisse des Stresowschen Betriebes paßt einiges wie zugeschnitten. Die unmäßig lange Arbeitszeit übrigens und die dürftige Löhnung —"

Doch der Pastor ließ ihn nicht ausreden:

„Ja, ja," unterbrach er mit einer ganz ungewohnten Heftigkeit, „das Volk hat gesteigerte Ansprüche, für so vieles Ueberflüssige wird Geld ausgegeben, der Sinn für die Einfachheit und Zufriedenheit geht verloren, ihr Kopf wird von unreifen irrigen Ideen erfüllt und ihr ganzes Leben wird so zu einer Reihe aufregender Kämpfe um unerfüllbare Hoffnungen und Wünsche."

Unruhig ging er auf und ab.

Doch der junge Arzt gab nicht nach:

„Sie werden doch aber zugeben, lieber Vater," erwiderte er, „daß es in so manchen Stücken besser stehen könnte bei den Arbeitern. Betrachten wir doch einmal das Leben solch eines Lohnsklaven: Den ganzen Tag anstrengende körperliche Tätigkeit, kaum daß er Zeit findet, sein einfaches, dürftiges Mahl zu verzehren und sich durch tiefen, dumpfen Schlaf für den kommenden Arbeitstag zu kräftigen. Kein Strahl der goldenen Geistessonne verschönt seine Seele und erhebt sein Herz."

Der Pastor blieb stehen:

„Aber ich bin erstaunt, bester Doktor," brachte er grollend hervor, „Sie in solch einem Eifer zu sehen, der blind macht. Denken Sie doch an den Sonntag, wo er in der Kirche den göttlichen Segen der Religion genießt, wo er seinen Glauben kräftigt und im Gebet seine Seele der Gottheit zum Einzug öffnet. Das eben ist ja die herrliche Mission des Geistlichen, zu lieben, zu trösten und aufzurichten —"

Aber Dr. Wagner ließ sich nicht beirren. Eindringlich, mit dem Ton innerster Ueberzeugung, sagte er:

„Glauben Sie mir, Vater, das bringt der Sonntag allein nicht zuwege. Und denken Sie daran: Die Erziehung der Kinder, dieser vielen Kinder in den Arbeiterfamilien, liegt ausschließlich in den Händen der arggeplagten Hausfrau — na, diese Erziehung ist auch danach! Und dann kommt der vornehme reiche Verführer und das junge Mädchen, das nie denken gelernt hat, das nicht erzogen ist, wie es erzogen werden sollte, fällt ihm zum Opfer. Und wie es der Schande entgegensieht, der Not und dem Elend — denken Sie mal an unseren Pascha Kommerzienrat! —, sucht es den Tod. Sie erinnern sich des Falles Kasper. Und dann geht der Geistliche in das schandbefleckte Haus, um zu trösten und aufzurichten . . . Fürwahr, eine herrliche Mission!"

Ein Zug von Bitterkeit zeichnete sich um seinen Mund.

„Pst", machte der Pastor, denn in diesem Augenblick trat Agnes, zum Ausgehen angekleidet, ein.

„Ja, die Zeiten sind ernst", fügte er laut hinzu.

Dr. Wagner seufzte, dann fuhr er fort:

„Und doch leben wir in einer Sorglosigkeit und Ruhe, die mich geradezu beängstigt. Ueberall gärt es in den Gemütern. Allenthalben kündet es sich an wie ein großes Erwachen. Die Zeitungsnachrichten —"

„Die Zeitungen übertreiben", unterbrach der Pastor.

Aber Dr. Wagner schüttelte verneinend den Kopf:

„Ich fürchte vielmehr das Gegenteil: Unsere Presse ist geknebelt. Die Zensur unterdrückt die Wahrheit, soviel sie nur kann, und es steht in Wirklichkeit noch viel schlimmer. Es ist unklug, sich dieser Erkenntnis zu verschließen, das wird sich bitter rächen. Ich habe die Ueberzeugung, daß wir am Vorabend ernster Dinge stehen. Die Ereignisse in Frankreich, die Vorgänge in der Schweiz, in Italien, in Oesterreich üben ihre Wirkung. Das alles kommt auch bei uns vielleicht schneller zum Ausbruch, als wir denken . . ."

Aber Agnes, die den Ausdruck des Unwillens bei ihrem Vater wahrnahm, drängte zum Aufbruch.

Pastor Spindler sagte beim Abschied kaum ein Wort.

V.

Endlich kam der cand. theol. Rudolf Spindler heim. Als er vor der ehemumponnenen Pforte des Pfarrgartens in der Waisenstraße anlangte, schlug es fünf Uhr, und das Glockenspiel von der Parochialkirche grüßte ihn mit dem vertrauten „Ueb' immer Treu und Redlichkeit . . ."

Nun stand er dem Vater, der, in der grünen Broschüre lesend, im Wohnzimmer verblieben war, verwirrt gegenüber. Das Buch beunruhigte ihn.

Doch die ernste Miene des Pastors hellte sich auf, als er nun nach dem sorglich beiseite gelegten Zeitungsblatt griff und den Sohn auf die vakante Pfarrstelle in Schönhausen hinwies.

Als Rudolf erklärte, davon breits Kenntnis zu haben, indem er von einem Zusammentreffen mit Fritz v. Vilaret berichtete, wurde Pastor Spindler vollends aufgeräumt. Er hatte die Pfarre in Schönhausen achtzehn Jahre hindurch verwaltet und mit der Familie Vilaret immer gute Freundschaft gehalten. So fragte er denn nach allerlei Dingen, wurde gesprächig, und hatte über den lebendig werdenden Erinnerungen die ernste Stimmung der letzten Stunden bald überwunden.

Rudolf antwortete nur einsilbig, doch dem lebhaften, jetzt in lieben Vergangenheiten wehenden, gedankenvollen Vater fiel die Zurückhaltung des Sohnes nicht auf. Erst als er wieder auf die Vakanz zurückkam und die freudige Bereitwilligkeit des Sohnes, sich um diese Stelle zu bewerben, erwartete, nahm er an Rudolfs Schweigen betroffen wahr, welch eine Veränderung mit ihm vorgegangen war.

„Du freust dich ja gar nicht —", fragte er erstaunt.

Rudolf hatte sich aus der schweren Bedrückung seines Gemüts emporgerungen und war nun fest entschlossen, dem Vater ein offenes Bekenntnis abzulegen. Er hatte sich vor dieser Aussprache immer gefürchtet, obwohl er wußte, daß der Augenblick unabwendbar war, in dem er dem geliebten Vater alles sagen mußte. Heute kam ihm die Gelegenheit unvermutet entgegen, die Stunde war günstig, der große Moment da.

„Vater, — es tut mir so weh —", brachte er zuerst mühsam hervor.

„Was fehlt dir denn, mein Junge?" fragte der Pastor verwundert.

Rudolf hielt den Blick gesenkt:

„Ich muß so Ernstes mit dir besprechen, Vater —" sagte er leise.

„Was dich angeht?" fragte der Vater gespannt.

„Ja, mich," kam es gedämpft zurück, „o — wie mir das schwer wird."

Pastor Spindler sah seinen Sohn besorgt an:

„Dir ist nicht wohl, mein Kind, wo bist du gewesen?" fragte er mild.

„Allein mit mir und meinen Gedanken", antwortete Rudolf, dem es noch immer schwer wurde, das rechte Wort zu finden. Doch er raffte sich auf und begann nun zu beichten:

„Ja, es muß gesagt werden, Papa, — ich bin zu der Erkenntnis gelangt, daß ich zum Geistlichen nicht tauge —"

Der Pastor zuckte bestürzt zusammen:

„Was sagst du da?"

Aber Rudolf fuhr nun unerschrocken fort:

„Daß meine besten Kräfte ungenutzt bleiben . . . Dieses unfruchtbare Grübeln zehrt mich vollends auf, raubt mir alle Freude am Leben — mit einem Wort: ich habe den Kirchenglauben überwunden."

Der Vater brachte kein Wort hervor, wie entgeistert starrte er den Sohn an.

„O, sei mir nicht böse, Vater, aber ich kann doch nun einmal nicht anders", stammelte dieser.

„Warum hast du mir das nicht früher gesagt?" fragte der Pastor mit einem schmerzlichen Ton in der Stimme, während seine tränenerfüllten Augen vorwurfsvoll herüberblickten.

„Ja, warum tat ich's nicht?" bekannte der Sohn mit Härte, „weil ich so ängstlich war, so entsetzlich feige! — Schon auf der Universität kamen mir all' die Zweifel, kam mir die neue Erkenntnis. Aber ich wagte es nicht, sie auszusprechen, wagte es nicht, sie frei und offen zu bekennen, weil ich zu feige war."

Die Miene des Pastors veränderte sich, ein strenger Zug trat auf seinem Antlitz hervor:

„Und worin besteht denn deine neue Erkenntnis?" fragte er kurz.

„Darin, daß es etwas Höheres gibt als den blinden Glauben", gab Rudolf mit Festigkeit zur Antwort.

„Und das ist?"

„Das innerliche Begreifen."

„Das Begreifen dessen, was unbegreiflich ist?"

„Nein, aber das Begreifen dessen, was sich begreifen läßt."

Eine Pause entstand.

„Also das ist deine neue Erkenntnis," sagte Pastor Spindler endlich mühsam, „und was gedenkst du nun zu tun?"

Rudolf kämpfte einen längst gefaßten Entschluß in diesem Augenblick nieder und antwortete nur:

„Ich will ein ganz neues Leben beginnen. Frische, fröhliche Arbeit tut mir not. Etwas, das mich müde macht, damit ich ruhen kann . . ."

Der Pastor atmete auf, er fand seine beherrschte Haltung wieder. Hier mußte er zunächst beschwichtigen, die harten Gegensätze ausgleichen, das empfand er als seine dringendste Aufgabe. Während er freundschaftlich seine Hand auf die Schulter des Sohnes legte, sagte er mild:

„Aber das sind ja nur die bösen Anfechtungen, mein lieber Junge, wie sie jedem kommen, dem einen mehr, dem anderen weniger. Wer bleibt verschont davon! Sieh, ich selbst habe mich in meiner Jugend mit solchen Skrupeln redlich herumgeplagt und sie doch schließlich tapfer überwunden. Du bist noch so jung. Die Reife der Erfahrung wird dir manch andere Erkenntnis vermitteln, an die du jetzt noch nicht denken kannst. Wir alle müssen diesen Dornenweg gehen, keine tapfere, aufrechte Seele bleibt verschont von diesen schweren inneren Krisen. O, ich weiß, das alles ist aufreibend genug. Doch der Leidensweg muß bis zum Ende durchschritten, der bittere Kelch bis zur Neige geleert werden, bis zur Selbstverleugnung, Selbstüberwindung. Unser hohes Ziel ist das Sichbeugen unter den Willen des Höchsten, damit wir Demut lernen . . . Sieh, wenn du erst deine Gemeinde hast, deinen Wirkungskreis —"

Doch Rudolf ließ ihn nicht weitersprechen. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit erklärte er:

„Nie und nimmer, sage ich! Ich ein Seelsorger, mit den ewigen Zweifeln in der eigenen Seele, — sie lassen sich nicht bannen, sage ich dir, — soll ich mich und andere belügen mein ganzes Leben hindurch?"

Mit gütiger, weicher Stimme beschwichtigte der alte Pastor:

„Die Zweifel werden verstummen, der Friede, welcher höher und köstlicher ist als alle Vernunft, wird wieder einziehen in dein Herz, mein Sohn."

„Wenn ich Geistlicher werden soll, nie!" antwortete Rudolf und leidenschaftlich fuhr er fort: „Aber ich will meine Tage nicht vertrauern! Ich will Freude haben am Leben, mein ganzes Wesen verlangt nach Tat und Glücklichsein. Alles das, was ich bisher sehnend aus der Ferne betrachtet, will ich erfassen, was die Welt Schönes bietet, will ich genießen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Briefmarkenwelt

Die Post in Kinderschuhen

Vor- und Nachmärzliches vom Brief

Die Vorläufer des Sammlers

Als die erste Eisenbahn schon lange die deutschen Lande durchrollte, und trotz der Bedenken und des „Unmöglich!" der wissenschaftlichen Koryphäen noch niemand von der — Geschwindigkeit irrsinnig geworden war (wie man befürchtet hatte!), blieb ihre Existenz zunächst noch durchaus inoffiziell. Es war, als glaubte man das Wunder noch nicht so recht. Noch 1851 wurde die Tatsache, daß es eine Eisenbahn gab, bei der Berechnung der Reisekosten für die preußischen Landtagsabgeordneten völlig ignoriert.

Diese langsame Entwicklung des neuen Verkehrsmittels war natürlich von vorbedingendem Einfluß auf die Briefbeförderung. Moltkes Briefe an seine Frau brauchten 1846 noch 14 Tage für die Strecke Paris—Holstein, und zehn Jahre später noch 10 Tage von Berlin nach London.

Wir stöhnen heute über das hohe Porto, aber verhältnismäßig war das Briefschreiben damals ungleich kostspieliger. Richard Wagner mußte 1842 für einen Brief von Dresden nach Paris 16 Groschen (wohlgemerkt vormärzliche Goldgroschen!) bezahlen, Fontane für einen Brief von Berlin nach London 1856 sieben Groschen. Man zog es damals denn doch im allgemeinen vor, seine Briefe lieber einem Reisenden mitzugeben. Idealere Postverhältnisse waren erst 1868 geschaffen, als Moltke es als einen Segen des Norddeutschen Bundes preisen konnte, daß eine Nachricht vom Schwarzwald nach Lübeck nur einen Silbergroschen kostete.

Die Skepsis, die man der Post entgegenbrachte, hatte aber auch einen tieferen und gewiß sehr berechtigten Grund. Es gab nämlich eine Postzensur, die sich heimlich, still und leise eingeschlichen hatte, und gegen die zu opponieren man zunächst nicht auf den Gedanken kam. So berichtet Max v. Boehn, daß es allgemein als selbstverständlich angenommen wurde, daß auch sämtliche Briefe gelesen wurden. Wollte daher ein Kabinett einem anderen irgendeine Mitteilung nicht direkt machen, so schrieb es einfach einen entsprechend inhaltreichen Brief an seinen eigenen Gesandten bei der betreffenden Macht, und nahm es dann als totsicher an, daß die Mitteilung dem anderen Kabinett für insinuiert galt. Die Korrespondenz aus jener Zeit ist daher auch voll von halbverhüllten Andeutungen: die Gräfin Potocka schreibt der Fürstin Wittgenstein ihre Ansichten nur mit halben Worten, Leopold und Ludwig v. Gerlach korrespondieren in einer Art Geheimsprache, Malvida v. Meysenburg beschwert sich 1850, daß die Berliner Polizei alle ihre Briefe lese, und Bismarck schreibt 1851 in einem Brief an Frau v. Puttkamer über den „Schafskopf, der diesen Brief erbrechen wird".

Darüber hinaus huldigten die angesehensten Leute dem merkwürdigen Sport, die heimlich gelesenen Briefe — auch gleich zu behalten. Der russische Großfürst Konstantin rühmte sich, die umfangreichste Sammlung „konfiszierter" Briefe zu besitzen. Hinkelden, Polizeipräsident von Berlin, bestach die Dienerschaft Niebuhrs und v. Gerlachs, um Abschriften ihrer Korrespondenz zu erhalten.

Hebbel und Bismarck schreiben ihren Korrespondenzpartnern, sie möchten ihre Briefe nicht freimachen, weil die frankierten gestohlen würden. Und tatsächlich überführte man zur allgemeinen Sensation im Jahre 1862 den Wiener Postbeamten Kallab, Tausende und aber Tausende von Briefen unterschlagen zu haben.

Der Briefmarkensammler hat hier seine ersten, wenn auch wenig schmeichelhaften Vorläufer. 1845 findet sich die erste, halb ironische Mitteilung, daß in England jetzt sogar abgestempelte Briefmarken gesammelt würden. Im gleichen Jahre wurde die Zeitungsente geboren, die nachmals lange Zeit nicht sterben konnte, daß sich irgend jemand, gewöhnlich ein armer Schulmeister, durch das Sammeln von Millionen gestempelter Marken — ein Klavier verschafft habe.

ekzet.

Die abonnierte Briefmarke. Um zahlreichen Wünschen aus Sammlerkreisen stattzugeben, werden bei der Versandstelle für Sammlermarken von jetzt ab Dauerbestellungen für alle neu herausgegebenen Postwertmarken zugelassen. Danach kann jedermann bei der genannten Stelle schriftlich beantragen, daß ihm beim Erscheinen neuer Postfreimarken diese in der von ihm angegebenen Stückzahl ohne weitere Bestellung regelmäßig zugesandt werden. Die Marken werden zum Nennwert verkauft, zuzüglich des beim Bezug durch die Versandstelle üblichen Aufgeldes. Die Zusendung geschieht auf Kosten und Gefahr des Bestellers gegen Nachnahme. Anträge auf Dauerbestellungen sind schriftlich an die Versandstelle für Sammlermarken, Berlin SW, Postrechnungsamt, zu richten.

K. u. k. Feldpost 1922

Ein Skandal in Oesterreich

Ende des vorigen Jahres wurde die philatelistische Welt von der sensationellen Nachricht überrascht, daß unter den Restbeständen der österreichisch-ungarischen Feldpostmarken eine bisher unbekannte Buchdruckausgabe für Rumänien gefunden worden sei. Es handelte sich um die Buchdruckausgabe Feldpost IV mit dem Aufdruck „BANI". Wie jetzt das Vorstandsmitglied des Verbandes der österreichischen Philatelistenvereine, Dr. Schwager, in der „Sammlerwoche" mitteilt, hat sich nunmehr herausgestellt, daß diese Ausgabe in keiner Weise den Charakter von irgendwie gültigen Postwertzeichen, ja, nicht einmal jenen von Druckproben besitzt. 1918 hatte in der Tat der Plan bestanden, die genannten Marken mit dem Aufdruck „BANI" für Rumänien auszugeben. Der Zusammenbruch der Donaumonarchie hatte indessen die Ausgabe verhindert. Erst im Juni 1922 (!!) hat dann die Ueberdruckung der Marken mit „BANI" stattgefunden, ein Vorgang, der noch durchaus der Aufklärung insbesondere darüber bedarf, wer — vier Jahre nach dem Kriegsende — einen solchen Auftrag erteilt hat. Da es im Juni 1922 überhaupt keine amtliche Stelle der früheren Monarchie (der Doppelmonarchie Oesterreich-Ungarn) gab, konnte niemand in amtlicher Eigenschaft einen gültigen Auftrag dieser Art erteilen. Mitte Februar wurde auf die Erkenntnis dieser Umstände hin vom Staatsamt der Finanzen in Wien die Veräußerung dieser Briefmarken, die das amtliche Versteigerungsamt „Dorotheum" in Wien bereits vorbereitet hatte, verboten. Man wird gespannt sein dürfen, wie sich diese höchst seltsame Angelegenheit aufklären wird. Jedenfalls gebührt dem Oesterreichischen Briefmarkenhändlerverein und dem Verband der österreichischen Philatelistenvereine lebhafter Dank für ihr Eingreifen, mit dem sie verhindert haben, daß der Donaustaat in den Geruch sehr dunkler philatelistischer Machenschaften gerät.

„Privatausgabe" von Ostsaatenmarken. In Wien ist vor einiger Zeit festgestellt worden, daß von dort aus massenhafte Fälschungen von Briefmarken der Ostsaaten verbreitet werden, so namentlich Ueberdrucke von 100 000 Rubel auf russischen Sowjetmarken, Denikin zweiter Ausgabe, Batum und Rostow-Hungermarken. Die polizeilichen Erhebungen haben rasch zur Festnahme der Haupttäter geführt. Diese sind ein gewisser Fertig und der Bulgare Sterbliich, die beide glauben machen wollen, daß sie die Marken von einem Mann namens Silbowich zum Vertrieb erhalten haben. Welchen Umfang die Fälschungen angenommen haben, geht daraus hervor, daß Fertig vier Geldschränke bei einer Bank hatte, in denen nicht weniger als zwanzig Kilogramm gefälschter Marken vorgefunden wurden! Einem Wiener Händler wurden außerdem um zwanzig Millionen Falsifikate verkauft. Angeblich soll der Sitz der Fälscherbande Konstantinopel sein, wo auch die Marken „angefertigt" wurden.

Außer Kurs gesetzt. Von den Danzig-Marken werden laut amtlicher Bekanntmachung am 31. März d. J. außer Kurs gesetzt: alle Schrägdruck-Ausgaben sowie die Koppe-Werte.

Die Ifa in Wien. Den Ehrenvorsitz über die „Internationale Postwertzeichen-Ausstellung" in Wien hat Bundespräsident Dr. Hainisch übernommen. Die Ausstellung wird vom 1. bis 9. September stattfinden. Die Vorbereitungen sind in vollem Gange, insbesondere hat der philatelistische Experte Otto Friedl bereits die sehr schwierige Klasseneinteilung fertiggestellt. Auskünfte erteilt Josef Baumgarten, Wien I., Wollzeile 34.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräß-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.